

(Nachdruck verboten.)

Die Eroberung von Jerusalem.

Roman von Myriam Harry.

3] Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred Peuter

3.

In wenigen Wochen verlor Elias seine Illusionen und seine Begeisterung. Auch seinen Glauben verlor er, und in seinem Herzen wurde es öde wie in einer leeren Gruft.

Dieses biblische Land, aus dem sich doch eine Quelle milder und friedlicher Lehren ergossen hatte, erschien ihm jetzt wie ein Glutofen voller Haß und Unduldsamkeit. Und diese Grabeskirche mit ihrem Labyrinth von Kapellen, Krypten, Klöstern schien ihm jetzt mehr ein Tempel der Zwietracht zu sein, wo im Schatten der Altäre die religiöse Anarchie ihr Garn und ihre hinterlistigen Kniffe wob.

Überall betete man und überall stritt man sich. Man sang nicht, um Gott zu preisen, sondern um die Stimme des benachbarten Kults zu überschreien und so zu verhindern, daß sie bis zum Himmel empordrang. Es gab dort Kyrie eleison, schriß wie das Gebrüll aufständischer Horden, und Ledeums, schaurig wie Totengeläut. Oft mußten die am Eingange zum Heiligtume hochenden türkischen Soldaten, denen die Aufrechterhaltung der Ordnung oblag, ihr Würfelspiel und ihre Raffetassen verlassen, um den Christen wieder den Respekt vor ihrer Kirche beizubringen.

Elias, der vorher die Geistesleuchte nur von fern gesehen, irrte jetzt hier an ihrem Brennpunkte inmitten der Finsternisse der toten Buchstaben blind umher. Dort, wo er eine Kräftigung seines Glaubens erträumt hatte, fand er nur verschwommenen Aberglauben, der seine Sicherheit zerstörte. Nirgends achtete man die heiligen Ueberlieferungen, überall war Lug und Trug, und Käuflichkeit und Fälschungen machten sich breit von den Paradieskarten an, die den russischen Pilgern verabsolgt wurden, bis zu den in den Klostermauern eingemeißelten Inschriften.

Eigensinnig schwiegen die Pergamente unter der Lupe, der Boden unter der Haße des Gelehrten, und während die Hebräer und Römer mit dem gegenwärtigen Zustande ganz vertraut waren, legte nichts von der ersten christlichen Epoche Zeugnis ab, bestätigte kein sichtbares Anzeichen das Dasein des Herrn, der, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie ein Phantom über diese Erde dahingeschritten zu sein schien.

Bergagt wandte Elias Jamain sich von Golgatha ab, und seine Gedanken irrten nach der anderen Seite Jerusalems hinüber, wo sich — ganz authentisch — Trümmer des jüdischen Tempels bis jetzt erhalten hatten. Durch welche ein Wunder hielten diese Steine noch nach zwanzig Zerstörungen und zwanzig Jahrhunderten stand, und durch welche ein Wunder kam dieses in alle Weltenden zerstreute Volk in dem zweitausendjährigen Gewande hierher zurück, um in einer toten Sprache, aber mit einer stets wiedererstehenden Leidenschaft und einer unerschütterlichen Ueberzeugung an dieser verfallenen Mauer zu klagen?

Aufs tiefste rührten ihn die Gemeinsamkeit und die Glut dieses verbissenen, fruchtlosen Schmerzes, und voller Wangen fragte er sich, worin wohl die Seelenstärke dieses unbergänglichen Israel, worin das Geheimnis seines seltsamen Schicksals bestehen mochte? Er interessierte sich für die Geheimlehre ihres Kults, für die Wissenschaft der Talmudisten, für die karaitischen Ueberlieferungen. Er ließ sich in die Zeremonien einführen, die ebenso wie zur Zeit der Hohenpriester gehandhabt wurden und oft hörte er in der Dämmerung der Synagogen die Fürsten der Schriftforschung die Mysterien der Kabbala deuten. Da er nicht mehr zu glauben wagte, befriedigte er wenigstens seinen Wissensdrang.

Allmählich faßte er eine gewisse Zuneigung zum Ghetto, diesem so eigenartigen Viertel Jerusalems, das er nie durchstrich, ohne gleichzeitig an des Infels Briefbeschwerer und seine erste Lektion im Hebräischen zu denken. Und so hielt er sich lange auf in jenen gewundenen, krummen Gäßchen, unter den düsteren Gewölben, wo die Frauen mit den Kopf-

tüchern, die Männer im Kaftan, die siebenarmigen Leuchter und die Thora-Vorhänge ihm die alte Bibel seiner Mutter mit den ergreifenden und gleichzeitig grotesken Schnitten ins Gedächtnis zurückriefen.

Und da sein Herz zartfühlend und vereinsamt war, packte ihn das Mitleid mit dem Elend und dem erbärmlichen Leben, das die meisten Juden führten. Arm, verachtet, verhöhnt und gezwungen, heute von den Türen die Erlaubnis zu erkaufen, ihre Stirn gegen die Fliesen drücken zu dürfen, welche ihre Vorfäter einst mit den Füßen abgewetzt hatten, lebten sie fast nur von Almosen, eingepfercht zwischen Schutthaufen, ohne Luft, ohne Licht, ohne Rasenfleck, ohne Wasser.

Sich von ihrer Wissenschaft abwendend, wollte Elias wenigstens ihrem Elend näher treten und in ihm stieg der Traum auf, ihr Leben zu verbessern und zu erleichtern. Warum sollte man nicht an die gespidten Börsen ihrer Glaubensgenossen in Europa appellieren? Warum sollte dieses arneltige Volk sich nicht über Judäas Felder und Gärten ausbreiten, um das Land zu adern und zu bebauen, wie es einst seine Ahnen getan? Für die Kinder würde man Schulen erbauen, für die Kranken Hospize. Priester würden sie wieder haben und Synagogen, um ihre Feste zu feiern, und wenn sie weinen und klagen wollten, würden sie wieder nach Jerusalem emporsteigen.

So sah Elias schon halb und halb für diese überall Verbannten ein Zeitalter der Ruhe und ein Gäßchen Vaterland, und bei der Befriedigung über die Milderung ihres Elends vergaß er seine eigene Betrübnis und Vereinsamung.

Er sprach von seinen Plänen mit den Juden; diese aber, die ihn so bereitwillig in ihre althergebrachten Sitten eingeführt hatten, lehnten sich heftig auf gegen die Idee, auch nur ein Tüpfelchen derselben zu ändern. Blököch mißtrauisch geworden, schwiegen sie zu all seinen Vorschlägen, und als er eines Tages besonders eindringlich sprach, antwortete ihm der alte Rabbi, dessen gerötete Augen unter seiner Pelzkappe wild zu rollen angingen: „Wir sind nicht hergekommen, um zu leben, wir kommen hierher, um zu sterben.“

Von diesem Augenblick an sah der junge Gelehrte sich von Feindseligkeiten und Argwohn umgeben. Die Christen hielten ihn für einen neuen Sektierer, dessen Konkurrenz sie befürchteten, und die Juden sagten: „Wer ist dieser Eindringling? Sicherlich ein falscher Prophet, der uns Zion entziehen will.“

Die Pforten der Synagogen schlossen sich vor ihm; die Kinder verhöhnten ihn von ferne, indem sie mit den Fingern Teufelshörner an die Stirn machten, und rühten bei seinem Näherkommen aus. Und blieb er zufällig an einem Brunnen stehen, so schrien die Weiber: „Wehe! Er vergiftet unsere Zisternen!“

Wenn er am Freitag an der Magemauer vorbeiging, so krallten sich alle krummen Finger in den schmierigen Kaftanärmeln, alle fettigen Stirnlöcher zitterten vor Entrüstung und alle bläulichen Lippen stammelten Flüche und Verwünschungen.

4.

Als in einer Nacht die Wache ihre Runde durch das jüdische Viertel machte, sah sie beim Lichte ihrer Laternen einen jungen Europäer besinnungslos auf dem Boden liegen. Auf seiner Stirn hatte er eine blutende Wunde, die scheinbar von einem späten und von oben herabgeworfenen Steine herriührte. Wahrscheinlich war dieser durch eines jener schmutzigen Dachfenster, die im ganzen Ghetto auf die Straße herabschielten, geschleubert worden. Doch fand man das Mordinstrument nicht mehr vor. Und da die türkischen Soldaten sich mit der Anschauung, Allah habe es so bestimmt, leicht beruhigten, so transportierten sie den Verwundeten in das nächstliegende Hospital, in das Diakonissenhaus.

Als Elias Jamain nach langen Tagen der Bemüßlosigkeit wieder zu sich kam, befand er sich in einem kleinen, weißgetünchten Stämmerchen mit gedämpftem Licht, das es durch eine einzige Türe erhielt, die auf eine von Passionsblumen umrannte Veranda führte. Und in dieser Passionsblumenlaube sah er im Schatten der düsteren Umlaubung, aus der mystische Blumenkronen ihre perlmitterartig glänzenden Sterne hervorsteckten, ein junges zartes Mädchen in der blauen

Wegen Preßvergehen.*

Ein Gefängnisbild.

Von Karl Böttcher.

Kleidung der protestantischen Schwestern, das, ihm halb den Rücken zuehend, an einem Tische saß.

Sie glättete mit den Händen dornige Zweige, um sie kronenartig zusammen zu winden. Brombeerranken lagen hoch gehäuft neben ihr auf dem Boden. Manchmal bückte sie sich, um eine aufzuheben, und dann kam zwischen ihrem Lüllhäubchen und dem Leinwandtragen der zarte Nacken einer Blondine zum Vorschein. Die Sonnenstrahlen, die sich durch das Blattwerk drängten, umgaben sie wie ein Heiligenbild mit einem goldigen Nimbus und streiften auf ihre schlanken Finger geistliche Brautringe.

Elias richtete sich in seinen Kissen auf. Mit verklärten Augen und wie beim Gebet ausgebreiteten Armen betrachtete er diese so zarte, friedliche, blonde Erscheinung, die mit heiterer Seelenruhe Dornenkronen wand.

Träumte er?

Welch köstlicher Traum!

Endlich also war er von dem beklemmenden Alpdrücken erlöst, wo krumme Nasen, zusammengekrallte Finger und wulstige Lippen im Hexensabbat um sein Herz getanzelt hatten.

Endlich also hatte er aufgehört zu irren, immer umherzuirren zwischen schwarzen Sadgassen, unter düsteren Gewölben, in feuchten Krypten, um bei einem leeren Grabmal anzulangen. Nicht mehr sollte er phantastische Stimmen hören, die da heulten:

„Ich bin es, der allein Christi Kreuz besitzt!“

„Ja, doch ist es falsch; ich habe zwar nur das Kreuz des Schächers, aber es ist echt!“

„Ihr besudelt unser Heiligtum, Ihr Schismatiker!“

„Scheret Euch fort, Ihr Lateiner; jetzt ist die Stunde für unsere Messe gekommen.“

Ach, gewiß! Dieses ganze Schreckgespenst war mit seinem Fieberdelirium verschwunden. Keine Leere mehr! Keine Finsternis! Kein Streit! Hier war Ruhe, Helle, Leben! Wo befand er sich? In einer Kapelle oder in einem Hospital? War's eine Heilige oder eine Krankenwärterin, diese blaue Silhouette, deren dicke, goldene Flechten er durch den Mouffelinstoff des Häubchens schimmern sah?

Doch das kümmerte ihn wenig, seit er jetzt die Gewißheit hatte, am Ende seines Leidensweges, am Ziele seiner Kummerpilgerschaft angelangt zu sein. Dies hier war ein Zufluchtsort, dies hier Schutz und Obdach. Und er fühlte sich ganz überschwemmt von sonnigen Lichtfluten, ganz durchtränkt von Barmherzigkeit. In die Kissen zurücksinkend, weinte er — vor Glück.

Die Diakonissin eilte herbei.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Er ist gerettet!“ sagte sie in französischer Sprache.

Und diese Stimme klang Elias so lieblich, daß er ihre Töne am liebsten geküßt hätte.

Er erholte sich rasch. Aber er blieb blaß und schwach, mit dem Verband um die Stirn und dem unsichtbaren Druck, der auf seiner Seele lastete.

Doch diese Mattigkeit behagte ihm gerade, und er bedauerte beinahe seine Genesung. Sein schmales weißbezogenes Bett, dieses lustige Kämmerchen mit den kalkgetünchten Wänden, deren ganzer Schmuck aus einem schwarzen Kreuz über seinem Bette und einem Bibelpruch über der Tür bestand, riesen ihm seine Kinderjahre, die er mit seinem Mütterchen in der stillen, kleinen Stadt verlebt hatte, in's Gedächtnis zurück.

Und wenn die Schwester abends zurückkehrte, um seine Umschläge zu erneuern, ihm einen kühlenden Trank einzufüllen oder sein Bett zurechtzuliegen, ehe sie ihm ein „Gott behüte Sie“ zurief, empfand er ein tolles Gelüst, sie an sich zu drücken, seinen Kopf an ihre Schultern zu pressen, wie er als ganz kleines Kind bei seiner Mutter getan, und sie zu bitten: „Ach bleiben, bleiben Sie bei mir und vor allem heilen Sie mich nicht so schnell! Sie sehen ja, daß ich nur ein Kranker bin, dem das Leben so sehr viel Leid zugefügt hat, nur ein Kind, Ihr Kind, das keinen Willen, keinen Stolz, keinen Glauben hat, nichts außer Ihnen. Tun Sie mit mir, was Sie wollen, aber schicken Sie mich nicht fort, stoßen Sie mich nicht wieder allein hinaus ins Leben!“

Und am Tage, da ihm der Doktor sagte: „Morgen können Sie aufstehen“, fühlte Elias eine so schmerzliche Erschütterung, als ob man ihm erklärt hätte: „Morgen wird man dich in deinen Sarg betten.“

(Fortsetzung folgt.)

(In Zelle Nr. 190 in einem norddeutschen Kreisgefängnis die Gefangenen Schrader, Raumann und Dr. Walldorf, Chefredakteur einer großen Zeitung. [Ein vierter Zelleninhaber hat soeben einen Fluchtversuch gemacht.] Schlüsselrasseln hinter der Zellentür. Die Tür springt auf.)

Gefangenwärter (eintretend, grob): „Ihr denkt wohl, der Lumpenkerl von Ausreißer kommt durch? . . . Ne — is nich!“

Raumann } (stehen rasch auf, nehmen militärische Haltung).
Schrader }

Gefangenwärter (winkt ihnen ab).

(Beide setzen sich und arbeiten an ihrem Arbeitstisch während des ganzen folgenden Auftritts, Schrader mit dem Anstreichen von Holzsolbaten, Raumann mit der Fertigstellung eines Totenkranzes beschäftigt.)

Dr. Walldorf (bleibt sitzen, betrachtet eine Photographie).

Gefangenwärter (zu Dr. Walldorf, ironisch): „Na, Sie — Sie können wohl nicht aufstehen, wenn ich komme?“

Dr. Walldorf (erhebt sich nachlässig; mit einer übertrieben höflichen Verbeugung, lächelnd): „Pardon!“ (bleibt nachlässig stehen.)

Gefangenwärter (auf die Photographie deutend): „Was haben Sie denn da wieder?“

Dr. Walldorf (nachlässig): „Eine Photographie.“

Gefangenwärter (etwas erregt): „Ich hab' schon früher mal gesagt, daß so 'n Bilderaufbau in der Zelle nich geduldet wird — (tritt näher, sieht die Photographie genauer; barsch) am allertwenigsten Bilder von Frauenzimmern!“

Dr. Walldorf (ruhig, überlegen): „Erlauben Sie, das ist meine Braut!“

Gefangenwärter (nimmt die Photographie vom Tisch, guckt sie an): „Das Weibsen — Ihre Braut? . . . Mit so verdächtigen Loden? . . . Un so 'n bloßen Hals? . . . Un solchen Schmachtaugen? Ihre Braut? . . . Das machen Sie 'n andern weis?“

Dr. Walldorf (etwas erregt, sehr bestimmt): „Ich muß Sie ersuchen, von meiner Braut mit mehr Respekt zu sprechen. (Reißt ihm die Photographie aus der Hand, stellt sie wieder auf den Tisch.) Her damit!“

Gefangenwärter (verächtlich): „Braut oder nich Braut — meinethalben Ihre Schwiegermutter . . . Is mir doch ganz egal. Aber aufbauen dürfen Sie sie nich! Davon steht nicht in der Gefängnisordnung. Und bloß auf die Gefängnisordnung kommt's an. Da heißt's: vorschriftsmäßig parieren . . . Also weg damit!“

Dr. Walldorf (etwas verblüfft): „Ich denke aber doch —“

Gefangenwärter (grob): „Nicht haben Sie hier zu denken.“

Dr. Walldorf: „Ich meine nur“ —

Gefangenwärter (einschneidend): „—un auch nicht zu meinen haben Sie . . . Aber Sie werden sich doch keine Unannehmlichkeiten zuziehen woken. Ich gebe Ihnen bloß den guten Rat, meinem Befehl zu gehorchen.“

Dr. Walldorf (ironisch): „Den Gefallen kann ich Ihnen ja tun!“ (Nimmt die Photographie, steckt sie in die Brusttasche.)

Gefangenwärter (ärgerlich): „Uebrigens, Sie — Sie . . . Sie sollten gar nich aufnucken . . . Heute war'n Sie dran, die Zelle zu scheuern — un wie hat das Ding ausgesehen! . . . Hundsmiserabel! Standalös! 's war 'ne Affenshande!“

Dr. Walldorf (verwundert): „Sollte ich denn die Zelle scheuern?“

Gefangenwärter (ironisch): „Wer denn sonst, wenn Sie dran sin? . . . Ich doch nich? . . . Diesmal hab' ich die Zelle von Ihren Kollegen aufräumen lassen . . . das nächstemal kommen Sie aber nich drumrum; da können Sie sich drauf verlassen — un wenn Sie sich auf den Kopf stellen.“

Dr. Walldorf (sehr ruhig und überlegen): „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie in einem ganz eigentümlichen Ton mit mir sprechen. (Stolz, mit Nachdruck): Sie haben keinen Verbrecher vor sich!“

Gefangenwärter: „Da hört aber alles auf . . . einfach zum Lachen! Sie tun immer, als ob Sie mit Ihrem „Preßvergehen“ gar nicht reingehören in die Zelle!“

Dr. Walldorf: Sehr richtig. Ich gehöre auch nicht in die Gefängniszelle.“

Gefangenwärter: „Wer Sie sin dazu vom Gericht verurteilt. (Mit Nachdruck): Nichtsträftig verurteilt!“

Dr. Walldorf: Mein sogenanntes — „Vergehen“ verdient nicht die Gefängniszelle. Ich habe in meiner Zeitung nur eine Idee zum Ausdruck gebracht — eine Idee, die ich mit meinem Namen verrete . . . und auch jetzt noch und stets fortsetzen werde. Die Gefängnisstrafe wird daran kein Löffelchen ändern. Ob nun einer etwas schreibt oder ein Verbrechen begeht — das ist doch ein Unterschied!“

*) Szene aus einem Einakter gleichen Titels.

Gefangener (ungeduldig): „Nein, nein, nein — da gibt's bei uns keinen Unterschied. Ob Sie silberne Löffel gestohlen haben oder was geschrieben haben — das wird bei uns ganz gleich ausgebadet. . . Sie haben geschrieben, Sie sind zu Gefängnis verurteilt — Sie für ein bestraffter Mann um müssen das abrummen. Nicht von Unterschied!“

Dr. Walldorf (sehr überlegen, humoristisch): „Aber ich weiß doch einen kleinen Unterschied. Wie Sie sehen, habe ich keine Sträflingskleider an; die Ehrenrechte konnte mir das Gericht nicht aberkennen.“

Gefangener (verächtlich): „Na! Das bißchen Sträflingsanzug! Daran gewöhnt man sich bald. Und so 'n Sträflingsanzug ist viel fester und dauerhafter wie Ihr Moberod. Uebrigens — mir scheint, Sie wollen sich noch beklagen. (Mit Nachdruck:) Seien Sie froh, daß wir Ihnen bei Ihrem Eintritt die Haare nicht abgeschoren haben.“

Dr. Walldorf (sehr überlegen): „Na, na, na“ —
Gefangener: „Is aber Vorschrift! Un gebadet haben wir Sie auch nicht.“

Dr. Walldorf: „War bei mir auch nicht notwendig.“

Gefangener: „Is aber gleichfalls Vorschrift. Geradezu human haben wir Sie behandelt. . . mehr noch als human — einfach nobel! Oder bilden Sie sich ein, Sie steden hier in einem sogenannten fideles Gefängnis, wo Sie bloß auf den elektrischen Knopf zu drücken brauchen, um es kommt 'n Diener 'reingesprenzt, der Sie fragt (parodierend): „Was befehlen der Herr Doktor heute zu speisen?“ (Wart): Da sind Sie schief gewidelt!“

Dr. Walldorf (sehr ruhig): „Sie ereisern sich viel zu sehr, mein Verehrtester!“

Gefangener (sehr erregt): „Ich hab' in meiner Dienstzeit Hunderte von Verbrechern kennen gelernt um alle Sorten von Landstreichern und Bankrotteuren um „schweren Jungen“. Ich bin mit allen fertig geworden. Mit Ihnen werd' ich auch fertig werden. Nur ganz unbesorg!“

Dr. Walldorf (ruhig): „Ich weiß gar nicht, weshalb Sie das alles in mich hineinreden. . . es liegt doch gar kein Grund vor.“

Gefangener (erregt): „Sie geh'n nur d'rauf aus, unsere Autorität zu schädigen. . . (sehr erregt) ja wohl, unsere Autorität! Wir lassen uns aber nicht an die Wimpern klumpen.“

Dr. Walldorf (sehr langsam, satirisch, mit Nachdruck): „Au-to-ri-tät?“

Gefangener (stellt sich in Positur, sehr erregt): „Ich bin Autorität. Wie? Bin ich keine Autorität? Ja? Guden Sie meine Uniform an!“

Dr. Walldorf (humoristisch): „Mein Rock ist auch nicht der schlechteste.“ (Lärm hinter der Szene.)

Gefangener (horcht): „Na, was ist denn da wieder los? (Horcht. Der Lärm wird stärker.) Sapperment noch mal! (Horcht. In dem er nach der Tür geht.) Seid ihr verrückt geworden? Himmelkreuzdonnerwetter, nu wies's aber ernst! (Horcht. Freudig:) Sie sind unten auf dem Hof hinter dem Ausreißer her.“ (Ab. Die Tür knarrt zu. Schlüsselknarren.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

März.

„Die Laube ist fertig!“ Mit diesen Worten trat lechzend Herr Prißle in mein Arbeitszimmer. Ich führte ihn natürlich gleich in die gute Stube, setzte ihm einen Erdbeerchnaps, eigenes Fabrikat und eigenes Wachstum, Allersheimer Auslese, vor, und bald begann er, mir von den Freuden und Leiden seiner Parzelle zu erzählen. Die erste Freude bereitete es ihm, daß die Polizei bei der wilden Jagd nach dem Raubmörder Hennig nicht auch seine nagelneue Laube erbrochen hatte. Das erste Leid, als sich seine Frau bei der Einweihung der Parzelle gelegentlich eines heftigen Schmegegßbiers kalte Füße in der Laube geholt hatte und nun bestimmt erklärte, daß sie vor dem Sommer keine zehn Gänse mehr hineinbrächten. Natürlich hatte Frau Prißle auch nach jungem Salat und nach Suppengrün gesucht und ihrem Manne heftig widersprochen, als er meinte, für solche Sachen sei es im Februar noch zu früh. Gartenkresse, meinte aber Frau Prißle, die alles besser weiß, wird heute geät, morgen geht sie auf und nach acht Tagen kann sie schon mit der Schere geschnitten werden. Das ist alles ganz richtig, sagte ich zu Prißle, der sich sehr niedergeschlagen zeigte, man kann es sogar gedruckt lesen, es paßt aber nicht auf den Februar, in welchem selbst der geschickteste Mensch das Gras nicht wachsen sehen kann, sondern auf den Mai, frühestens auf den April. Sie müssen jetzt zunächst den Garten anlegen, erklärte ich ihm weiter, und da bildet die Anlage des Weges die erste Maßnahme. Für die kleinere Laubenzelle genügt ein Weg und für diesen, falls man nicht etwa mit einer zweirädrigen Handkarre oder gar mit einem Automobil bis zur Laube fahren will, eine Breite von 100—120 Zentimeter. Nun führen bekanntlich alle Wege nach Rom, sowohl die krummen als die geraden, da aber der gerade Weg der kürzeste ist, und da man eine Parzelle nicht landschaftlich anlegen kann, so wählt man für sie den geraden Weg; er führt durch die Mitte des Grundstückes und teilt so rechtwinklige Grundstücke in zwei gleiche Hälften. Durch größere Rückgärten führt man zwei Hauptwege

in Kreuzform (+), wodurch bei gleichseitigen bzw. rechtwinkligen Parzellen vier gleich große Quartiere entstehen. Zum Ausmessen der Wege bedient man sich eines Meterstabes und der Pflanzschnur. Die Begleitanten markiert man sich, indem man der Schnur entlang auf je 1½—2 Meter Abstand einen kurzen Pflock in die Erde treibt. Diese Pflocke bleiben dauernd als Weggrenzzeichen im Boden. Sind die Wege so festgelegt, dann wird mit Spaten oder Schaufel das Unkraut nebst den Wurzeln flach abgehoben und in unserem märkischen Sandboden ist ein guter, auch bei Regen passierbarer Weg fertig. Unsere Gartenwege werden also weder gepflastert, noch mit Kies oder Schlacken aufgefüllt. Diese Maßnahmen und eine leichte Wölbung des Weges sind bei Rückgärten nur in schwererem, undurchlässigen Böden erforderlich, niemals aber in normalen Sand- und Riesböden, die wie ein Sieb wirken und selbst große Regenmassen rasch durchlassen.

Wenn man nichts in den Boden herein gibt, Herr Prißle, so kann man auch nichts herauswirtschaften. Dies gilt speziell von unserem armen märkischen Sandboden. Ihm fehlt es zunächst an Kalk, der Grundlage jeder Pflanzengüngung. Ein einmaliges leichtes Uebersträuen des Bodens mit Kalk reicht aber für viele Jahre aus. Das erzählen Sie Ihren Nachbarn in der Kolonie und dann tun Sie sich zum Anlauf von 100 Kilogramm kohlen-saurem Kalk zusammen, ein Quantum, das nur 1,70 M. kostet und den Kalkhunger zahlreicher Laubenzellen stillen kann. Mit Kalk allein ist aber die Sache nicht gemacht, es muß auch humusbildender Dünger gegeben werden, der die drei wichtigsten dem Boden noch fehlenden Pflanzennährstoffe, Stickstoff, Phosphorsäure und Kali enthält. Solcher Dünger ist für Sandboden der Kuhdung, den die Händler in die nächste Umgebung Berlins für 12 Pf. pro Zentner frei Grundstück liefern — eine gute Fuhre faßt mindestens 50 Zentner — und der Straßenabraum. Letzterer vereinigt zwei Eigenschaften, die man sonst nicht zusammen findet, er ist billig und gut. Billig, weil Ihnen der Abfuhrunternehmer Ihrer Gegend die große Fuhre für 50 Pf. bis 1 M. dicht vor die Parzelle fährt und gut, weil er neben reinen Dungstoffen auch wertvolle mineralische Stoffe enthält. Diesen Straßenschlamm läßt man sich aber möglichst bei trockenem Wetter fahren, denn bei Nässe erhält man mindestens 100 Proz. Regenwasser mit vor die Tür geliefert. Sie breiten den Dünger gleichmäßig über das Land aus, und dann geht die Graberei los.

„Ja, das Graben,“ stöhnte Prißle, „das ist eine ganz verfluchte Beschäftigung. Ich habe es schon probiert, aber hinten im Kreuz habe ich es furchtbar gespürt, trotzdem ich kein Schwächling bin und zwei Zentner eine viertel Meile weit schleppen kann.“

„Sie haben recht,“ sagte ich ihm, „nichts ist schwerer als der Anfang beim Graben, aber es ist, in Ruhe ausgeführt, die aller-gesündeste, den ganzen Körper in gleichmäßige Bewegung bringende Arbeit, die auch das Kreuz geschmeidig hält. Beim Lasttragen wird man krumm, beim Graben kann man sich ein Fethertz gesund machen, einen beginnenden Schmerbauch herunterarbeiten und bleibt dabei geschmeidig und gerade bis ins höchste Alter. Über keine Ueberstürzung, lieber Prißle, immer langsam voran, einen schmalen Erdstreifen nach dem anderen absteichen und so hinüber-legen, daß das, was vordem oben war, nach unten kommt, und ferner stets zwischen dem bearbeiteten Land und dem noch zu be-arbeitenden ein offener Graben bleibt, in welchem immer etwas Dung verteilt wird. Den Spaten fassen Sie, wie es Ihnen am bequemsten ist, indem Sie die rechte Hand an den Griff und die linke an den Stiel legen oder umgekehrt, auf keinen Fall dürfen Sie aber den Stiel zu tief fassen, was ermüdendes Arbeiten in zu gebückter Stellung zur Folge hat.“ Ich erläuterte dies Prißle an der Hand einiger Abbildungen meines kürzlich erschienenen praktischen Taschenbuches für Gartenfreunde (Verlag von Richard Carl Schmidt u. Co. in Leipzig, Preis 2,50 M.), das sein lebhaftes Interesse erregte und das er seinen Nachbarn in der Kolonie, die nach alle im Dunkeln tappen, warm empfehlen wollte. „Und ähnlich wie der Spaten, wird auch die Harke gefaßt,“ erklärte ich weiter. „Die müssen Sie immer bei der Arbeit zur Seite haben. Sobald ein Streifen von zwei Meter Breite gegraben ist, harken Sie ihn vorsichtig mit der Holzharke ab und entfernen etwa vor-handene Steine, ganz besonders aber die Wurzeln ausdauernder Unkräuter. Diese werden zunächst reichlich vorhanden sein, so daß ihr Auflesen die Arbeit sehr verzögert. Sind Sie wetterfest, so können Sie im schönsten Regen graben, es ist das ein Vorteil unseres Sandbodens dem schwereren Boden gegenüber, letzterer muß beim Bearbeiten abgetrocknet sein, sonst bleibt die Erde nicht nur zentnerschwer am Spaten kleben, sie hängt sich auch an die Sohlen, so daß man schließlich kaum noch die Weine heben kann. Ist das Land gegraben, so wird es in beliebig lange, stets aber nur 130 Zentimeter breite querlaufende Beete eingeteilt. Bei genügender Breite der Parzelle kann rechts und links je ein gleichbreites mit dem Wege parallel laufendes Beet geführt werden. Diese Längs-beete sind die Blumenrabatten, die im nächsten Monat nach allem Brauch mit Sommerblumen bestellt werden. Immer zwischen zwei Beeten wird nach der gespannten Pflanzschnur ein fuß-breiter Weg abgetreten, indem man, seitwärts gehend, die Fußspitzen stets dicht an die Schnur gerichtet, Fuß neben Fuß setzt und so durch die Eindrücke von Sohle und Absatz einen Weg mar-kiert. Mit einer 30 Zentimeter breiten Harke hält man diese Wege in gutem Zustande. Häufig findet man in den Laubengärten die Beetwege durch Ausheben von Erde vertieft; dies ist falsch, die

Beete liegen dann zu hoch, und die Pflanzen leiden durch Trockenheit, weil das Wasser von den hohen Beeten in die tiefen Wege abgelaufen wird und den Wurzeln verloren geht. So, jetzt wissen Sie, was Sie in diesem Monat zu tun haben, sagte ich Britze, und damit Ihre Frau reich was für die Küche findet, teilen Sie möglichst bald ein Beet mehrmals ab und besäen je einen Teil mit Gartentresse, Pflücksalat, Petersilie und Radishesen, je den halben Inhalt aus einer Samendüte für 10 Pf., den Rest des Beetes mit frühen Karotten, die erst nach einigen Wochen aufgehen. Zu diesem Zweck ziehen Sie nach der Schnur fünf Längsreihen über das Beet, die Sie dann mit dem Finger zu Saattrillen vertiefen. In diese vertieften Rillen streuen Sie die Samen sehr dünn aus, worauf die Rillen wieder mit Erde geschlossen werden. Sie sollen sehen, wie bald Ihre Frau nach der Parzelle kommt und sich ihren Tribut holt." Mit Handschlag, Dank und den Worten „auf Wiedersehen im April“ verabschiedete sich Britze von mir, nicht ohne mir vorher noch zu versprechen, demnächst auch einmal meinen eigenen Garten im Albertshain bei Fredersdorf zu besichtigen.

Für diejenigen, deren Parzellen auf fettem Moorboden liegen, sei noch bemerkt, daß man solchen neben Kalk, wenn Düngung erforderlich, mit Vorteil den stickstoff- und phosphorsäurehaltigen Geflügelung, an dessen Stelle auch Perugiano, von welchem der 65 Kilogramm schwere Originalsack mit Frucht etwa 9 M. kostet, in Verbindung mit 40 Proz. Kalisalz geben kann. Beide Dünger werden nur dünn über das zuvor gegrabene Land ausgestreut und dann mit der Harke leicht untergebracht. In den Gemüsegärtnereien erhält man jetzt überwinterte, also abgehärtete Pflanzlinge von frühem Blumenkohl, Kopfkohl und Birfing. Solche Pflanzlinge in je 50—60 Zentimeter allseitigem Abstand im März gepflanzt, liefern im Juni das erste zarte Kohlgemüse. Aber Vorsicht! Tauben, Mäuse und Kaninchen stellen diesen Pflanzlingen sehr nach! — Max Hessdörffer.

Kleines feuilleton.

st. Der Teufel im schwäbischen Volksglauben. — Auf den Michaelsberg im weinreichen Gau der Jaber, einem Nebenfluß des Neckars, wurde lange Zeit zu einer Flügelfeder gewallfahrtet, welche der unterlegene Teufel beim Kampf mit dem Erzengel Michael diesem ausgerissen hat. — Auf dem Rosenstein, in der Nähe der Goldstadt Schwäbisch-Gmünd, hat der Teufel Christus verführt, der ihn in den schauerlich finstern und eisigkalten Abgrund, die „Teufelsklinge“, gestürzt hat. Dann machte Christus einen Gigantenschritt vom Rosenstein über das Remstal auf den gegenüberliegenden Scheuelberg, und der Abdruck seiner Füße wurde auf beiden Bergen gezeigt und von Pilgern lange verehrt als „Herrgottstritte“. — In der „Teufelsmühle“ bei Loffenau im Schwarzwald, einem Chaos von Sandsteinblöden auf steiler Felswand, zermahlte einst der Teufel die Wolken und zerägte Seelen. Er schleppte, ein schwäbischer Sisyphos, einen großen Sad voll Wasser (Rebelballen) den Berg hinauf, der aber durch einen Engel entleert wurde (die Sonne, in deren Strahlen der Rebel zerrinnt). — Vielverbreitet sind Sagen vom Teufel als Baumeister, besonders von Römerbauten, vor allem des Limes (dem römischen Grenzwall), der deshalb im Volksmund Teufelsmauer und Teufelsgraben heißt, auch Schweinsgraben und Saustraße, weil der Teufel in Schweinsgestalt daran arbeitete. — Auf einem wilden Hügel des Einkorn bei der Salzstadt Schwäbisch-Hall errichtete sich der Teufel eine Kanzel, wo er seine gotteslästerlichen Predigten hielt. — Auch am Bau der Eisenbahn hat er sich beteiligt, das hat man von ihm selber gehört, da er als kleines dürres Männlein im grünen Rod von Blochingen nach Ebersbach, an der Bahnlinie Stuttgart-Ulm, mitfuhr, wo man ihn an seinen Wacksfüßen beim Aussteigen erkannte. — Als kleines grünes Männlein wird er auch sonst oft beschrieben. In dieser Gestalt wollte er auch bei einem Bauern übernachten, wurde aber von der Magd, die ihm die Stiefel auszog, an seinen Wacksfüßen erkannt. — Eine Menge sonderbarer Namen hat der Teufel im Schwäbischen, z. B. Meister Hemmerlin, Poppel, Häpelin, Hölberlin, Dr. Wiribanz (= Firtlebanz: firtl behende, sanz Schall), Karfunkeltasche, Hanslein, Buz und viele damit zusammengesetzte Namen wie Buzenmaunke (Mauke bedeutet Murretier), Schwarzer Kasper oder Kasperle. — Im Widerspruch mit der Kirchlehre ist beim Volk im Steinalthal bei der Universitätsstadt Tübingen der Glaube verbreitet, der Teufel werde einst zur Seligkeit eingehen, wenn seine Strafreit um ist. —

ie. Die Gewinnung von Haselnüssen in Norddeutschland bildete den Gegenstand eines Vortrages von G. Mehl, der in der Halbmonatsschrift „Gartenflora“ veröffentlicht worden ist. Der Zweck der Ausführungen liegt hauptsächlich in dem Nachweis, daß die Kultur von Haselnußsträuchern in Norddeutschland viel größere Beachtung finden sollte, weil sie sich mit der Zeit als nicht weniger nutzbringend erweisen würde als der Anbau von Äpfeln und Birnen, sogar lohnender, als es der Obstbau in den weissen Fällen sein kann. Gerade die Landwirte sollten sich nach dem Urteil von Mehl der Anpflanzung von Haselnußsträuchern zuwenden, was um so leichter geschehen könnte, als dazu keine besondere Sachkenntnis und auch nur verhältnismäßig wenig Arbeit erforderlich sei. Vorläufig ist der Anbau von Haselnußsträuchern wesentlich auf Süddeutschland beschränkt,

jedoch wird noch eine erhebliche Menge von Nüssen alljährlich aus England, Spanien und Italien eingeführt. Wer aber etwa befürchten sollte, daß das Klima Norddeutschlands für die Haselnußsträucher überhaupt ungeeignet wäre, würde sich im Irrtum befinden, denn es paßt dafür nicht schlechter als für irgend eine andere Obstsorte. Daß die Blüten der Sträucher erfrieren, kommt jedenfalls nur sehr selten vor, und daher sind völlige Winterernte bei den Haselnüssen weniger zu erwarten, als bei den Walnüssen. Wo sich der Haselnußsträuch nur als Unterholz in den Forsten findet, bringt er aus Mangel an Luft und Licht keinen Ertrag an Nüssen und bleibt nur wegen des Holzes für den Wirtcher verwertbar. Jede Waldblöße dagegen kann eine reiche Haselnußernte bringen, jedoch sind die dort wachsenden Sträucher gewöhnlich kleinfrüchtig. Außerdem aber kommt in Deutschland eine Sorte mit großen und dünnhäutigen Früchten vor, die an Güte den aus dem Ausland eingeführten Haselnüssen weit überlegen ist.

Am besten eignen sich für die Anpflanzung von Haselnußsträuchern Berghänge, die nach Norden und Westen gelegen, aber genügend frei sind, um reichlich Luft und Licht zu erhalten, ferner auch die Ufer von Bächen und Teichen, im allgemeinen überhaupt solche Plätze, die für den Obstbau ohnehin nicht geeignet sind. Man kann die Haselnußsträucher auch als Schutzpflanzen in großen Parkanlagen verwenden. Am besten kommen sie fort in einem frischen, nicht zu schweren Boden, während sie auf einem zu nassem Untergrund nur ins Holz schießen, auf einem trockenen überhaupt schwach gedeihen und nur kleine Früchte liefern. Die Anpflanzung geschieht am besten durch Ausläufer und Samen, weniger durch Sämlinge. Die alten Sträucher müssen nach 10 bis 12 Jahren dadurch verjüngt werden, daß sie bis zur Hälfte verjüngt werden. Die Früchte fallen, nachdem sie ganz reif geworden sind, von selbst ab und müssen, was sehr wichtig ist, in einem trockenen, luftigen und kühlen Raum aufbewahrt werden. Wenn sie schon grün verlaufen werden sollen, da sie auch in diesem Zustand begehrt sind, so werden sie schon Ende August oder im September vom Strauch gepflückt und erzielen dann einen Preis von 40 Pfennig für das Pfund. Es dürfte nicht allseitig bekannt sein, daß die Haselnüsse in gewissem Umfange von den Konditoren als Ersatz für süße Mandeln verwandt werden. Auch der Haselnußstrauch hat allerdings seine Feinde, unter denen der Haselnußbohrer, ein Käfer, der die Röhre anbohrt und dessen Larven diese dann auffressen, am häufigsten angetroffen wird. Außerdem sind eigentlich nur noch Eichhörnchen und Ratten zu fürchten, die sich einen Teil der Ernte anzueignen pflegen. —

Humoristisches.

— Im Coupé. „Sagen Sie mal, mein Herr, Sie kommen mir nämlich so bekannt vor, sind Sie nicht aus Meißen?“
„Ne, ich bin aus Birna.“
„Ach, das trifft sich aber merkwürdig, — ich bin Sie nämlich auch nicht aus Meißen.“ —

— Von der Schmiere. „Girgl Tell“ haben Sie für die heutige Vorstellung angejagt? Der Mann heißt doch Wilhelm?“
Direktor: „Das schon, aber Girgl ist in hiesiger Gegend beliebter.“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Im Neuen Theater gelangt heute Josef Ruedersers Komödie „Die Morgenröte“ neu einstudiert zur Aufführung. Die Lola Montez spielt Helene Fehdmer. —

— 130 000 Frank jährlich bezieht die Familie des Direktors Carré aus dem Budget der Opéra Comique (Paris). Frau Carré — sie ist Sängerin —, die ehemals 600 Frank Monatsgage bezog, erhält heute 6000, die Mutter des Direktors hat als Oberkostmühere 6500 Frank, sein Schwiegerbater als zweiter Administrator 12 000 Frank, sein Schwager als Theaterarchivist 6000 Frank, zwei andere junge Verwandte haben je 4500 Frank Jahresgehalt. Mit seinen eigenen Bezügen macht das für die Familie Carré in der Tat das stattliche Einkommen von 130 000 Frank im Jahre. — hm, ja! In Berlin soll es auch so ein „Familientheater“ geben. —

— Am 6. März, abends 8 Uhr, spricht in der Vereinigung „Die Kunst im Leben des Kindes“ (Nathaus) Professor v. Lichtenberg über „Leben und Erziehung des Kindes im klassischen Altertum“. Der Eintritt ist für Mitglieder frei, Gastkarten kosten 50 Pf. —

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1906 wird am 28. April eröffnet. Für die Anmeldungen zur Ausstellung ist der Schluß am 12. März, für die Eintieferungen am 31. März. —

— In Pompeji wurde ein neues Haus dem Publikum geöffnet. Das Haus, das herrliche Dekorationen und mythologische Fresken feinsten Arbeit aufweist, wird den Namen „Haus der vergoldeten Amoretten“ führen. —

t. Das höchstgelegene Dorf der Schweiz ist Cresta in Anvers, einem Seitental des Hinterherin, das vom Septimer-Paß herabkommt. Cresta liegt in einer Meereshöhe von 1940 Meter und im Abstand von wenigen Kilometern von der italienischen Grenze im Bereich des Kantons Graubünden. —